SLUB
Wir führen Wissen.

„Ich bin Assistent geworden, um lehren zu können"

Den Versuch einer Porträtskizze über Georg Fehst, Assistent an der Sektion Journalistik, unternahm Marinka Körzendörfer

Georg Fehst, Jahrgang 1950, jetzt Assistent an der Sektion Journalistik, Wissenschaftsbereich 3, Bereich 3, das bedeutet journalistischer Arbeitsprozeß, also Leitung und Planung im Journalismus. Er hatte sich nicht danach gedrängelt, in die Theorie zu gehen. Doch 1974 erhielt Georg Fehst das Karl-Marx-Stipendium. Und ist es nicht so, daß die Besten für die Forschung an den Sektionen gewonnen werden sollen? So war es auch für ihn selbstverständlich, den Gedanken an die journalistische Praxis zurückzustecken. Und nun sitzt der gelernte Betriebsschlosser über seiner Dissertation A zu Fragen einer langfristigen Leitung und Planung aktuell-politischer Sendungen beim Rundfunk der DDR. Eigentlich ist Georg Fehst heute ganz froh, in diesen Wissenschaftsbereich gekommen zu sein. Das Arbeitsklima dort ist gut und sein Betreuer für die Dissertation, Prof. Fuchs, hilft und betreut von den ersten Arbeitsschritten an – eine Praxis, die sich anderenorts noch nicht alle Mentoren zu eigen gemacht haben.

Das Hauptproblem von Georg Fehst in der wissenschaftlichen Arbeit liegt nicht in der Tätigkeit selbst, sondern darin, seine Zeit rationell einzuteilen. Denn außer seiner Forschungsaufgabe existieren noch viele Faktoren, die von gesellschaftlicher Arbeit, über Lehrtätigkeit bis zur privaten Sphäre reichen und seine Zeit in Anspruch nehmen.

Doch jeder Faktor ist für ihn notwendig. Angefangen bei der gesellschaftlichen Arbeit, die Georg Fehst als für seine persönliche Entwicklung entscheidend charakterisiert. In der Schule war er schon Freundschaftsratsvorsitzender und später GOL-Sekretär. So ging es dann weiter in der Armee und auch beim Studium. Von 1972 bis 1974 war er FDJ-Sekretär der GO „Gerhart Eisler" der Sektion Journalistik. Jetzt, als Assistent, ist er Parteigruppenorganisator seines Wissenschaftsbereiches. Sicher, solche Tüchtigkeit kostet Zeit, viel Zeit. Als FDJ-Sekretär gingen oft vier von sieben Abenden auf das Konto der FDJ-Arbeit. Aber sie ist auch interessant. Um gleich ein Beispiel zu nennen: Er ist außerdem Vorsitzender der Kaderkommission der APO und so hatte er die Aufgabe mit jedem Kandidaten zu sprechen. Er sah es gleichzeitig als eine Möglichkeit jeden persönlich kennenzulernen. Georg Fehst meint selbst dazu: „Man kommt dahin, daß man es braucht. Man möchte einfach drin stehen." Kurz gesagt, er möchte diese „Mehrbelastung" nicht missen.

Als zweiter Faktor kommt seine Lehrtätigkeit. Sicher sie ist eine normale Sache für Assistenten, doch ich bin gerade deshalb Assistent und nicht Forschungsstudent geworden, um lehren zu können. Als Forschungsstudent hätte ich nicht solche Möglichkeiten. Die Lehre ist für mich ein Stück Praxis, Überprüfung und Festigung meines eigenen Wissens", erzählt Georg Fehst. Was er vermißt, ist der Kontakt zu den Studenten auch außerhalb des Seminars. Es gibt einfach zu wenig Gelegenheiten, bei denen Wissenschaftler und Studenten sich über mehr, als nur Vorlesungstermine unterhalten können. Dabei ist gerade das gegenseitige Kennen eine unbedingte Voraussetzung für eine gute und erfolgreiche Zusammenarbeit. Doch um diesen Mangel zu beseitigen, hat Georg Fehst auch noch keine Patentlösung gefunden. Seine Kontakte zum Rundfunk, bedingt schon durch sein Dissertationsthema sind eng und stabil. Er hat zum Beispiel bereits vier Wochen beim Rundfunk gearbeitet, um ganz einfach die Praxis in dieser Redaktion zu erleben. Es ist eben effektiver, das Gebiet auf dem man arbeitet, direkt zu kennen. In der Regel trifft er jeden Monat mit den Kollegen vom Rundfunk zusammen, für die er ja auch seine Dissertation schreibt. Diese enge Praxisbeziehung, um den Blick nach draußen nicht zu verlieren, bezeichnet Georg Fehst als sehr wichtig für jeden Wissenschaftler. Nur so gelingt es auch, die Theorie richtig und gut zu lehren. Das hilft ihm viel bei seinen Seminaren in der Rundfunkgruppe des 2. Studienjahres. Hier kann er viel konkreter werden. Es nützt also ihm und kommt auch den Studenten zugute.

Das zweite Hauptanliegen von Georg Fehst ist es, das Verständnis zu wecken für den Journalismus als eine politische Aufgabe. Um diese Anliegen so qualitätsgerecht wie möglich zu erfüllen, haben es sich die Wissenschaftler seines Bereiches zur Gewohnheit gemacht, über die Vorlesungen zu diskutieren, bevor sie gehalten werden. Die dabei erarbeiteten Vorschläge werden in die Vorlesung mit aufgenommen, jedoch so, daß das Profil des jeweiligen Wissenschaftlers erhalten bleibt. In dieser offenen Atmosphäre hat auch die Meinung der jungen Assistenten durchaus Gewicht. Der wissenschaftliche Meinungsstreit ist jedoch nicht in dem Sinne zu verstehen, daß sie sich auseinanderreden, sondern daß sie zusammenkommen und sich gemeinsame Positionen erarbeiten.

Hier stellt sich das Problem: Wie weit darf der wissenschaftliche Meinungsstreit in die Lehre einfließen? Georg Fehst ist der Auffassung, daß die Wissenschaftler sich in den Grundpositionen einig sein müssen! Denn es ist weder für den Lehrenden gut, wenn er im Seminar eine andere als seine Meinung widergibt, noch für die Studenten. Ich kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß Georg Fehst diese Frage sehr gut löst. Doch wirkt sich der wissenschaftliche Meinungsstreit natürlich auch nützlich auf die Studenten aus. Sie werden zum selbständigen Denken und Entscheiden gezwungen und schulen ihre Urteilskraft.

Als erschwerend für einen jungen Assistenten bezeichnet Georg Fehst die geringe Erfahrung in der Seminarführung. Diejenigen, die schon länger im Fach sind, wissen natürlich noch von den vergangenen Jahren her, welche Fragen bei den Studenten auftreten und können sich darauf entsprechend vorbereiten. Ein Nachwuchswissenschaftler muß sich die Methodik der Seminarführung erst selbst erarbeiten.

Die Belastung, die ihm neben der Dissertation durch die Lehre aufgelegt ist, empfindet er als völlig normal und durchaus nicht zuviel. Trotzdem gibt es Tage, an denen er am Abend nicht genau sagen kann, was er an diesem Tag effektiv geschafft hat. Einfach, weil keine konkreten, faßbaren Ergebnisse vorliegen. Die Zeit geht „verloren" an Organisatorischem, Doktorantenseminaren und anderen wichtigen Bestandteilen seiner Tätigkeit.

Nun, um auf die drei Faktoren, die seine Zeit beanspruchen, zurückzukommen: Der dritte Faktor ist das Privatleben. 1974 hat Georg Fehst geheiratet. Seine Frau ist ebenfalls Assistent an der Sektion Journalistik. Jetzt haben sie endlich eine Wohnung bekommen und die Mühe um die Handwerker hat begonnen.

Ein kleiner Nachsatz sei mir erlaubt. Am Donnerstag, dem 28. April wurde dem Wissenschaftsbereich 3 der Sektion Journalistik der Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" verliehen. Der Anteil des Parteigruppenorganisators Georg Fehst an dieser Auszeichnung ist kein geringer.

Aphoristische Stoßseufzer zum Thema von G. Ch. Lichtenberg

Ich hab' ja Verständnis für die Friedensfahrtbegeisterung meines Betreuers. Aber daß er mich zum Wasserträger macht ...

Alles gelernt, nicht, um es zu zeigen, sondern, um es zu nutzen.

Nicht Größe des Geistes, sondern des Windes hat ihn zu dem Manne gemacht.

Die Genies brechen Bahnen, und die schönen Geister ebnen und verschönern sie. Eine Wegverbesserung in den Wissenschaften wäre anzuraten, um desto besser von einer zu den anderen kommen zu können.

Der gesunde Gelehrte, der Mann, bei dem Nachdenken keine Krankheit ist. Wer seine Talente nicht zur Belehrung und Besserung anderer anwendet, ist entweder ein schlechter Mann oder äußerst eingeschränkter Kopf.

Bei manchem Werk eines berühmten Mannes möchte ich lieber lesen, was er weggestrichen hat, als was er hat stehenlassen.

In die Welt zu gehen, ist deswegen für einen Schriftsteller nötig, nicht sowohl damit er viele Situationen sehe, sondern selbst in viele komme.

Wo damals die Grenzen der Wissenschaft waren, da ist jetzt die Mitte.

Er verschluckte viel Weisheit, es war aber, als wenn ihm alles in die unrechte Kehle gekommen sei.

Er exzerpierte beständig, und alles, was er las, ging aus einem Buch neben dem Kopf vorbei in ein anderes.

Laß dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie.

Nicht eher an die Ausarbeitung zu gehen, als bis man mit der ganzen Anlage zufrieden ist, das gibt Mut und erleichtert die Arbeit.

Ich habe den Weg zur Wissenschaft gemacht wie Hunde, die mit ihren Herren spazierengehen, hundertmal dasselbe vorwärts und rückwärts, und als ich ankam, war ich müde.

Glauben Sie nun, daß ich an meiner Dissertation ganz schön zu knuspeln habe!

Fotos: UZ-Archiv

UZ
Universitätszeitung
Organ der
Kreisleitung der SED

Sonderbeilage

Zum Konzil der Karl-Marx-Universität zu Problemen des wissenschaftlichen Nachwuchses

Tuchfühlung und das Quentchen Menschenkenntnis

Universitätszeitung sprach mit Nationalpreisträger Prof. Dr. sc. phil. Dr. phil. h. c. Walter Markov, Sektion Geschichte

UZ: Prof. Markov, nach welchen Gesichtspunkten wählten Sie jene Studenten aus, die Sie zu künftigen Wissenschaftlern heranbilden wollten?

Prof. Markov: Begabte Studenten fallen meist in Seminaren „angenehm" auf. Deshalb schon halte ich es für gut, daß der Professor möglichst oft Seminare selbst durchführt. In seltneren Fällen suchen gute Studenten die Konsultation, um auf sich aufmerksam zu machen. Auch ließ ich mich durch meine Mitarbeiter auf studentische Leistungen hinweisen.

Bei der Entscheidung, ob man die wissenschaftliche Laufbahn empfehlen könne oder nicht, sollte nicht allein der ausgewiesenste und erfahrenste Wissenschaftler befragt werden. Für eine Beurteilung sind sehr viele Komponenten zu berücksichtigen, über deren Gesamtheit kein einzelner kompetent urteilen kann. Und auch dann bleibt ein solcher Entschluß risikobehaftet ... Ein relativ zuverlässiges Bild kann man sich machen – so meine Weise – in Zwischenprüfungen und Seminaren mit anschließendem Gespräch. Ich suche vor allem spezifische Eignungen und Neigungen aufzuspüren. Außer Fachkenntnis gehört wohl etwa: Menschenkenntnis dazu (einmal fiel ich auch auf einen zungenfertigen Blender herein). Ich versuchte frühzeitig herauszubekommen, ob jemand „allgemein begabt" war oder eine im Fach besonders verwertbare Spezialbegabung besaß.

Manchmal sind Entscheidungen schon Ende des 1. Studienjahres möglich, bzw. gleich nach dem 2. Studienjahr. „Spätentwickler" sind unter Historikern eher Ausnahmen.

Die gegenwärtige Auswahlpraxis ist verbesserungswürdig. Mitunter erinnert sie mehr an „Kaderklau" durch rivalisierende Lehrstühle ...

UZ: Wie fördern Sie Ihre Doktoranden? Wozu sollte man sie anleiten und worauf kommt es nach Ihren Erfahrungen besonders an im Verhältnis Professor – Nachwuchskader?

Prof. Markov: Die Förderung erfolgte im wesentlichen durch sofortige Forderung, die Hinlenkung auf feste Ziele von gesellschaftlichem Nutzen einschließt und vor Verzettelung und Privatspielerei warnt. Der Aufweis einer entsprechenden Reolperspektive für die Nachwuchskraft gibt berechtigten Ansporn und Zielstrebigkeit. Der Doktorand muß gesellschaftliches Verantwortungsgefühl haben. Ihm ins Bewußtsein zu rücken, daß für seine Kosten hart arbeitende Steuerzahler aufkommen, die ein Recht auf Rechnungslegung haben, sollte sich der Betreuer nicht scheuen.

Ich bin für sofortige Aufnahme der Nachwuchskräfte in das Institutskollektiv zu gleichen Rechten und Pflichten. Über den „Rang" entschied bei uns ausschließlich das vorgelegte Ergebnis, nicht Alter, Dienstalter oder sonst etwas. Jeder mußte frühzeitig Seminare durchführen, Vorlesungen vorbereiten – also lehren, obwohl er selbst noch ein Lernender war. Das begann mitunter schon vor dem Diplom als Hilfsassistent. Sehr früh ließ ich sie als Referenten auftreten; beflügelnd wirkte die Teilnahme an internationalen Kongressen im Ausland. – Als Leitlinie wurde verfangt, daß jeder immerhin halb soviel arbeiten und später vorweisen müsse wie der Leiter.

UZ: Also keine starren Vorschriften, sondern Anspann zum schöpferischen, eigenverantwortlichen Arbeiten ...

Prof. Markov: „Hineingeredet" wurde dem Wissenschaftler in spe nicht. Andererseits wußte jeder, daß er die Notleine ziehen durfte, wenn es nicht mehr ging (und das kam durchaus vor). Jeder junge Wissenschaftler ist natürlich anders und auch anders zu nehmen. Man muß sich hüten, gute Erfahrungen bei dem einen voreilig auf andere zu übertragen. Wenn eine einmal bewährte Methode zur „Vorschriftsmethode" wird, kann es ins Auge gehen.

Natürlich beißt sich ein echtes Talent immer durch. Doch dieses kommt vielleicht aller 10 bis 20 Jahre einmal vor. Zwischen diesen und der Mehrheit der in die Praxis Gehenden liegen die schlummernden Potenzen für künftige neue wissenschaftliche Erkenntnisse. Dieses Kapital richtig anzulegen – darin besteht unsere Hauptsorge ...

Eine Reihe junger Wissenschaftler betreuen, heißt, sie differenziert betreuen, entsprechend ihrer Persönlichkeit, ihren Charaktereigenschaften, ihrem Forschungsgegenstand. „Tuchfühlung" ist wichtig ... So, wie sich die wissenschaftlichen Fragestellungen ändern, ist auch die Art und Weise der Arbeit mit den für die Wissenschaft Aussersehenen epochenbedingt.

UZ: Förderung durch Forderung, sofortige Teilnahme am Wissenschaftsgeschehen – hier muß der Absolvent alles geben, was in ihm steckt und es entwickeln. Gibt es aber nicht auch etwas, was er noch nicht in sich trägt, was er noch nicht wissen kann, wo ihn der Hochschullehrer ganz neu auf etwas stoßen muß?

Prof. Markov: Eins kann er nicht wissen: Nämlich, was er zu erforschen hat, wo die „weißen Flecke" im Fachgebiet liegen. Nehmen wir die Französische Revolution. Darüber ist sehr viel geschrieben worden. Was kann ein Nachwuchskader da noch Neues bringen?

Mir kamen solche Fragen auch, als ich die wissenschaftliche Laufbahn beschritt: Ist auf dem Gebiet nicht schon genug geforscht worden? Man will also den kritischen Punkt finden, an dem sich echtes wissenschaftliches Interesse entzündet, wo sich der Einsatz von gesellschaftlichem „Hirnkapital" lohnt. Der Betreuer überblickt diese Löcher, die es in seinem Fachgebiet gibt. Mit dem jungen Forscher gemeinsam das Problem finden, es ihm schmackhaft machen, seine weiterführenden Gedanken herauszulocken – das ist sehr ergiebig, für beide, und begründet den fruchtbaren Kontakt.

UZ: ...der auch über das Fach hinausgehen kann? Sie sprachen von Tuchfühlung ...

Prof. Markov: Ich versuchte, dem Nachwuchs nicht nur Geschichte beizubringen, sondern auch einiges auf verschiedenen anderen Ebenen zwischen schöner Literatur und Schach/Skat.

UZ: Welcher Weg zur Promotion scheint Ihnen der effektivste zu sein?

Prof. Markov: Der beste Weg scheint mir immer noch die Assistenz. Dabei bleibt die Nachwuchskraft ständig im Visier, man erlebt mitunter harte Wirklichkeit von der Pike auf kennen. Es verhindert elitäre Abkapselung und Spinnerei. Es schadet nicht, sondern nützt dem Kader, wenn er die fachliche Praxis in ihrer Vielfalt erlernt, auch wenn es dadurch bis zum Dr. phil. ein Jahr länger dauert. Die Aspirantur würde ich für besonders gelagerte Fälle reservieren.

UZ: Worin sehen Sie Probleme bei der Heranbildung des Nachwuchses?

Prof. Markov: Bei der Promotion B tritt oft Planverzug auf, der sicher z. T. darauf zurückzuführen ist, daß die Kader in die „Tretmühle" geraten sind und zu ungestörter Forschungsarbeit schwer zurückfinden. Einige (sicher die Minderheit) strengen sich auch ungenügend an bzw. haben es mit dem PKW (was „nebenberufliche" Zeitfonds verschlingt) eiliger als mit dem Dr. sc.

Ich bin der Meinung, daß die B zwar wünschenswert, aber nicht jedem moralische Verpflichtung, sondern als Optimalvariante nahegelegt werden sollte. Ein gewisser Prozentsatz kann durchaus nutzbringend im Unter- bzw. Mittelbau verbleiben. Überlegenswert ist u. U., ob die zweckmäßigste Lösung nicht in einer Assistenz zu suchen wäre, die auf Antrag des Leiters eine einjährige, in besonderen Fällen zweijährige totale Freistellung auf Aspiranturbasis einschließt, also Aspirantur nach, jedoch im Rahmen der Assistenz. Ungelöst ist weiterhin das Problem, daß jede Universität in der Hauptsache ihre eigene Kaderschmiede ist und der Nachwuchs von der Immatrikulation bis zur Promotion B, wenn nicht bis zur Rente, nicht wesentlich über den eigenen „Stammbetrieb" hinauskommt. Delegierung in die UdSSR ist von großer Bedeutung, auch hinsichtlich der notwendigen Erweiterung des Horizontes.

UZ: Gibt es etwas, das Ihnen – Ihrer persönlichen Meinung nach – als Betreuer nicht immer zur Zufriedenheit gelang?

Prof. Markov: Was ich nie recht erreichte: Der Leiter sollte (in Absprache mit Partei und Gewerkschaft) erkanntes totes Holz leichter abstoßen können, das Planstellen blockiert, auf die Begabtere gehören. Andererseits muß man wissen, worauf man aus ist: auf braves Mittelmaß oder auf „Spitze"; benötigt wird ja beides; strebt man aber auf letzteres, sollte man im vorhinein einkalkulieren, daß „Überflieger" selten in jeder Hinsicht die geborenen Musterknaben sind.

UZ: Was halten Sie von wissenschaftlichen Schulen heute?

Prof. Markov: Im bürgerlich-akademischen Betrieb war das eine Normalerscheinung. Um den Fundus an angespeichertem Wissen und neuen Erkenntnissen – meist war damit der Name einer Gelehrtenpersönlichkeit verbunden – nicht kaputtgehen zu lassen, sondern es weiter anzuhäufen, scharte man um sich einen Schülerstamm. Sehr häufig standen sich mit den verschiedenen Schulen verschiedene wissenschaftliche Theorien gegenüber.

Heute, im Sozialismus, hätte eine Schule, – die ich durchaus für positiv halten würde, schon wegen des großen Engagements für eine bestimmte Theorie, wegen des ergebnisreichen, fruchtbaren wissenschaftlichen Klimas durch das enge Verhältnis Professor/junge Wissenschaftler – sicher anderen Charakter. Der zunehmende Trend zur interdisziplinären Arbeit, die Kollektive mit Vertretern unterschiedlicher bzw. sich berührender Fachdisziplinen hervorbringt, könnte ein zeitgemäßes Kennzeichen für eine Schule unserer Tage sein.

Das Gespräch führte Dr. Karla Schröder, Mitglied des Redaktionskollegiums der UZ